

Ausstellungseröffnung „Metamorphosen“

mit Michaela Haas, Anja Hantelmann und Katja M. Schneider

im Haus der Geschichte Offenbach am 16. Februar 2014

von Thomas Niemeyer

Die drei Künstlerinnen, deren Ausstellung wir heute hier eröffnen, Michaela Haas, Anja Hantelmann und Katja Schneider, haben unter einem ausgesprochen klassischen Titel zusammengefunden – den Metamorphosen. Ein Wort freilich, welches gleichwohl immer wieder auch einen rätselhaften Zauber zu entfalten vermag. Bevor ich mit meiner Erzählung die ausgestellten Bilder streife, möchte ich daher kurz den Faden aufnehmen, der mit diesem Titel schon ausgelegt wurde.

Der Begriff der Metamorphose ist, wenn wir ihn als literarisches und künstlerisches Motiv betrachten, sehr alt: Er ist aus einem längst vergangenen Zeitalter bis zu uns gelangt. In seiner berühmtesten Verwendung, dem gleichnamigen Gedicht des römischen Autors Ovid erzählt er wiederum von einer noch fernerer Vergangenheit und führt damit in eine mythologische, ausgesprochen bildhafte Welt zurück. Und obwohl die gängige Übersetzung des Begriffs mit »Verwandlung« in unserer doch eher nüchternen Zeit vielleicht zu sehr an Zauberei erinnert, trifft sie natürlich nach wie vor auch den Kern jeder künstlerischen Tätigkeit. Die Magie der Verwandlung ist so alt wie die Kunst selbst, sie steckt schon in der Fähigkeit aller Kunstschaffenden, ihrem Material eine erzählende oder darstellende Form zu geben. Daran hat sich im Grunde bis heute nicht viel geändert. Verwandelt – um im Bild zu bleiben – haben sich dagegen die Erwartungen, die dem Kunstwerk entgegen gebracht werden.

Unser Blick auf die Dinge ist mittlerweile fast vollkommen der Gegenwärtigkeit und dem Faktischen verpflichtet. Daran hat vor allem jene übermächtige Bildkultur mitgewirkt, die seit mehr als einem Jahrhundert höchst erfolgreich jedwedes Motiv als Tatsache vermittelt – und das Bild damit als Dokument. Nach dieser Auffassung hält das Bild in erster Linie etwas fest (um eine Formulierung aus der Ankündigung dieser Ausstellung zu zitieren). Die bildende Kunst aber – in einem Akt zivilen Ungehorsams gewissermaßen – arbeitet sich mit vielfältigen Strategien daran ab, diesen festen Griff auch wieder zu lösen. So gelingt es ihr, die Dinge, auf die sie ihren Blick richtet, in Bewegung zu bringen oder in Bewegung zu halten – auch dies ein Gedanke aus dem Ankündigungstext. Tatsächlich steckt genau darin eine entscheidende Fähigkeit des künstlerischen Bildes: den Dingen im Wandel eine Form zu geben. Hinter der Bildoberfläche eine Geschichte zu entwickeln. In einem Augenblick den Ablauf von Zeit einzufangen.

Dies alles geht weit über das bloße Dokument hinaus und ist dann doch, wenn wir einem Bild hier und jetzt gegenüberstehen, vor allem erstmal eine Frage der Form. Nicht von ungefähr hat die Geschichte der modernen Kunst immer wieder große Aufbrüche erlebt, die sich vor allem als Aufstand gegen Konventionen der Formen, gegen starre Regeln der Bildsprache manifestiert haben. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren das unter anderen die Kubisten in Frankreich oder die Expressionisten in Deutschland, als etwa August Macke 1912 dem akademischen Betrieb entgegenrief: „Die Form ist uns Geheimnis“. Nur wenig Jahre zuvor hatte sich Auguste Rodin fürchterlich aufgeregt über die Frage, was er denn von den neuartigen Kurzzeitfotografien halte, mit denen präzise Bewegungsanalysen möglich wurden. Er sah sich als Künstler da im

klaren Vorteil, weil in seinen Bildwerken nicht die einzelne Geste, sondern als Gedanke und Gefühl eine ganze komplexe Bewegung eingeflossen waren. Für ihn war Form keine Frage der Regeln oder der Tatsachen, sondern vielmehr an Haltung und Gefühl geknüpft. Auch das gehört zur Idee der Metamorphose in der Kunst.

Noch dramatischer war der Wandel in den 1960er Jahren, als das Bild an sich radikal infrage gestellt wurde. Doch just in diesem Augenblick erschien an prominenter Stelle auch wieder ein Begriff, der in Ovids Metamorphosen zu finden ist: „Alles ist fließend“. Und das war kein Zufall. Eine lustige Gruppe junger europäischer und amerikanischer Künstler erklärte kurzerhand das traditionelle Bild und alle daran geknüpften Qualitätsmaßstäbe für überholt und setzte die Kunst unter dem Motto „Fluxus“ (das Fließen) mit einer wilden Mischung aus Musik, Bildern und Theater gehörig in Bewegung. Spätestens seitdem ist damit auch die Frage, was uns ein Kunstwerk erzählt, erzählen kann oder erzählen soll, obsolet geworden. Doch die Kunst wäre ja auch nicht die Kunst in all ihrer Wandlungsfähigkeit, wenn sie damit endgültig die Tür zu Formulierungen in Malerei oder Skulptur zugeschlagen hätte. Im Gegenteil, gerade weil die Kunst die traditionellen Erwartungen an sie selbst so gründlich unterwandert, kann sie eben auch ihre klassischen Ausdrucksmöglichkeiten immer wieder neu erfinden.

Auch Michaela Haas, Anja Hantelmann und Katja Schneider haben in ihrer künstlerischen Laufbahn Wandlungen durchgemacht. Sie haben ihren Stil, ihre Technik und ihre Motive weiter entwickelt. Dabei sind sie jedoch nicht immer auf einem geraden zielgerichteten Weg geblieben, sondern sie sind mitunter scharf abgebogen oder sogar umgekehrt. Freilich sind das keine Launen auf der Suche nach einer adäquaten Formensprache, sondern

hinter den Bildoberflächen stecken, wie so oft sehr verwickelte persönliche Geschichten. Doch sie berichten nicht direkt und nacherzählbar von Dingen die sich ereignet haben, sondern sie reagieren in jeweils sehr unterschiedlichen Bildwelten auf Erlebtes. Das Ergebnis sind wiederum ganz eigenständige Bildformulierungen, denen man als Betrachter auch sich selbst befragend gegenüber treten muss.

Am offenkundigsten pflegt dabei Michaela Haas eine individuelle und expressive Handschrift. In ihrer vierteiligen Installation treffen Objekte und Malerei aufeinander. Die Gegenständlichkeit der Motive ist zeichenhaft reduziert, doch der figurative Charakter bleibt meist recht klar erhalten, und einfache Zuordnungen, wie etwa Mann oder Frau, Mensch oder Tier, Pferd oder Vogel erschließen sich auch dem Betrachter ohne Probleme. Die Anordnung der Teile dagegen folgt keinem leicht erkennbaren narrativen Muster. Bilder hängen in unterschiedlichen Höhen, mal einzeln, mal in Kleingruppen, mal in Reihen. Figuren stehen oder hängen, mal an der Wand, mal auch im Raum. Als erstes fällt dabei auf, dass Gesichter und damit die Mimik fast vollständig fehlen – eine sich im Zusammenhang der Installation vervielfältigende Leerstelle, die recht bald auch eine unheimliche Wirkung entfaltet, vermutlich, weil wir mit unserer kommunikativen Wahrnehmung darauf trainiert sind, in Gesichtern zu lesen. So erscheint die Reduktion auch als eine Art archaischer Rückgriff auf eine gestische Sprache. Mehr und mehr jedoch wird dieser kleine Figurenkosmos zu einem Raum erzählerischer Möglichkeiten, nicht unähnlich dem Fundus eines Puppentheaters. Damit appelliert Michaela Haas auch ein wenig an unsere eigene innere Bilderwelt. Dort öffnet sich dann eine kleine Bühne für jene Erinnerungen, Geschichten und Mythen, die jeder in sich trägt, und die immer wieder auch Darsteller brauchen.

Offen bleibt freilich, ob es sich bezogen auf ihre eigene Geschichte um Mitstreiter oder Dämonen handelt.

Eine ebenfalls mythologische Perspektive eröffnen die Bilder von Anja Hantelmann. Dem Realismus nahestehend, zeigt sie ihre Motive in sehr klarer malerischer Präsenz. Doch in diese auf den ersten Blick recht wirklichkeitsnahe Welt brechen immer wieder Motive ein, die der Alltagserfahrung vollkommen zuwider laufen. Füße in aufgeschnittenen Strümpfen, welche die Fußzehen freigeben, oder die Künstlerin in Unterwäsche auf einem Stuhl und scheinbar die Hände gefesselt. In der Performance-Kunst ist der Gedanke des Aufstands gegen eine verlogene Wirklichkeit oft mit der Konzeption einfacher, absurder Handlungen verknüpft. In diesem Fall stehen tatsächlich hinter den Gemälden reale Handlungen oder Gesten, die zunächst in Fotos festgehalten wurden. Das auffälligste Element in den hier gezeigten Malereien ist jedoch der Geier, der wie ein Attribut den Figuren beigelegt ist. In der Kunstgeschichte ist das eine gängige Methode in allegorischen Darstellungen, wenn Menschen zu Sinnbildern werden. Das unterstreicht die symbolische Aufladung des Vogels, der schon in der realen Welt als Aasfresser eine eher ambivalenten Ruf genießt. Doch abgesehen von der sehr modernen Konnotation des Pleitegeiers, haben diesen Vogel zu früheren Zeiten durchaus auch positivere Deutungen begleitet. Im alten Ägypten etwa galt er als Verkörperung des Mutterprinzips. Genau in diesem Widerspruch zwischen der präzisen Malerei und den symbolischen Aufladungen liegt, wie mir scheint, der Schlüssel zu der Idee der Verwandlung, denn jeder Mythos, egal ob antik oder modern entsteht aus einer Umwandlung von Realerfahrung in ein erinnertes Bild, welches umso größere Macht erhält je einfacher und präziser es formuliert ist.

Katja Schneiders Malerei schließlich ist seit jeher auch von einem durchaus konzeptuellen Ansatz geprägt. In ihren aktuellen Portraits verarbeitet sie ganz direkt kunstgeschichtliche Referenzen, die sie allerdings auch wiederum einer Verwandlung unterzieht, zum Teil in sehr moderne Motive überführt. Einmal mehr sind es verschiedene klassische Attribute wie Tiere oder bestimmte Pflanzenarten, welche die dargestellten Personen begleiten. Portraits haben seit jeher mehr transportiert als nur äußerliche Informationen über die dargestellten Menschen. Sie gaben oft Auskunft über Alter, sozialen Stand, politische, religiöse oder Gesellschaftliche Überzeugungen. Vor allem aber waren sie immer auch Ausdruck einer spezifischen Beziehung zwischen Maler und Modell. In diesem Fall repräsentieren sie den erwachsenen Blick auf vier jugendliche Mädchen, die sich also just in einem Alter befinden, das vor allem von einem dramatischen Umschwung in der eigenen Entwicklung geprägt ist. Von älteren Menschen häufig als ein Alter verklärt, das vor allem unbegrenzte Möglichkeiten und Optimismus bietet, wird es von den Betroffenen oft genug als eine Zeit der Unsicherheiten Konflikte und Frustrationen erlebt – kurz als Zeit einer recht schwierigen Verwandlung also. Die Verschiebung in die Kunstgeschichte ist nicht die einzige ästhetische Bruchstelle, die Katja Schneider ihren Bildern zumutet. Sehr gerne kombiniert sie verschiedene Darstellungsebenen und Räumlichkeiten, wie zum Beispiel plastische Formen und zweidimensionale Ornamente oder auch flächige Malerei mit feiner linearer Zeichnung.

Vielleicht ist das Entscheidende an dieser Ausstellung das perspektivische. Denn das Prinzip der permanenten Verwandlung, so lässt es sich eben schon in Ovids poetischer Geschichte der Welt nachlesen,

dieses Prinzip steht niemals still. Und der Kunst gelingt es auf eine ganz eigene Weise, aus diesem Wandel eine produktive Verschränkung von Blick nach vorn und Blick zurück zu gewinnen, und erst dadurch kann auch Gegenwart erst wirklich erfahrbar werden.